



# Leseprobe

Christoph Peters  
**Mitsukos Restaurant**  
Roman

---

"Mit großer Leichtigkeit und viel Ironie erzählt." *NDR Kultur*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 416

Erscheinungstermin: 08. Februar 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Seit ihrer Schulzeit begeistern sich der Gelegenheitsschauspieler, -koch und -dichter Achim Wiese und sein Freund Wolf für japanische Kultur und Küche. Da entdeckt Achim, inzwischen Mitte zwanzig, 1992 bei einer Waldwanderung ausgerechnet im rustikalen Vereinsheim der Wanderfreunde Gurschbach e.V. ein japanisches Spezialitätenrestaurant. Von der Entdeckung elektrisiert, beginnt er mit Wolf, Lokal und seine Küche zu erkunden: eine erstklassige Küche, wie sich bald herausstellt, betrieben von der schönen und geheimnisvollen Japanerin Mitsuko. Achim gibt sich fortan große Mühe, Mitsuko näherzukommen und ihr mit seinem Halbwissen über japanische Kultur zu imponieren. Und schiebt alles beiseite, was nicht in sein schwärmerisches Bild passt ... »Mitsukos Restaurant« ist eine wunderbar leichthändige und doch tief sinnige Komödie über die Geheimnisse erlesener Kochkunst und die Rituale der Verführung, über Verwirrspiele der Liebe und die nicht selten burleske Begegnung gegensätzlicher Kulturen.

CHRISTOPH PETERS wurde 1966 in Kalkar (Niederrhein) geboren und lebt heute in Berlin. Für seine Erzählungen und Romane wurde er vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem aspekte-Literaturpreis und dem Rheingau-Literaturpreis. Zuletzt erschien bei Luchterhand der Erzählband »Sven Hofstedt sucht Geld für Erleuchtung«.

CHRISTOPH PETERS BEI BTB: Kommen und gehen, manchmal bleiben (73060) · Stadt Land Fluß. Roman (73274) · Das Tuch aus Nacht. Roman (73343) · Heinrich Grewents Arbeit und Liebe. Eine Erzählung (73064) · Ein Zimmer im Haus des Krieges. Roman (73768)

Christoph Peters

Mitsukos  
Restaurant

Roman

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert  
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2011,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 2009 by Luchterhand Literaturverlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: semper smile München, unter Verwendung  
einer Originalvorlage von R·M·E, Roland Eschlbeck  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
MM · Herstellung: SK  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74159-5

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog:  
[www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Für Veronika – nur so.

*Eines Tages fragte Meister Kyōzan Ejaku den Meister Isan Reiyū auf dem Berg Isan im Tan-Distrikt: »Wenn Hunderte, Tausende und Zehntausende von Umständen gleichzeitig auf mich einstürzen, was kann ich dann tun?«*

*Isan Reiyū erwiderte: »Blau ist eine andere Farbe als Gelb. Etwas Langes unterscheidet sich von etwas Kurzem. Alle Wesen haben ihren eigenen Ort im Universum. An uns sind sie nicht interessiert.«*

*Daraufhin warf sich Meister Kyōzan vor Meister Isan nieder.*

Dogen Zenji (1200–1253)

## Anfangsschwierigkeiten

Am frühen Abend des 19. Mai 1984 fuhren die Abiturienten Achim Wiese und Wolf Erben aus dem niederrheinischen Kaff Huiswyck rund hundert Kilometer nach Düsseldorf, um zum ersten Mal in ihrem Leben japanisch zu essen. Sie hatten sich auf dieses Essen gründlicher vorbereitet als auf irgendeine der zurückliegenden Prüfungen und wußten doch nur schemenhaft, was sie erwartete. Alle, denen sie in den vorausgegangenen Wochen von dem Plan erzählt hatten, waren der Ansicht gewesen, daß es der bei weitem absonderlichste Einfall sei, den ihre für absonderliche Einfälle berühmten Köpfe bis dahin hervorgebracht hätten.

Zu dieser Zeit waren japanische Spezialitäten hierzulande noch wenig verbreitet und die Straßen aus der Provinz in die Städte um ein Vielfaches länger. Niemand, den sie kannten, hatte je japanisch gegessen oder auch nur die Karte eines japanischen Restaurants in Händen gehalten. Die meisten Menschen verzogen schon bei dem Wort *Sushi* den Mund wie sonst höchstens, wenn die Rede auf das Hirn aus den offenen Schädeln lebendiger Affen kam, das *Indiana Jones* im *Tempel des Todes* serviert worden war. Achim und Wolf hatten beträchtliche Schwierigkeiten gehabt, überhaupt ein japanisches Lokal in erreichbarer Entfernung aufzutun. Jenseits der holländischen Grenze florierten eine Reihe Chinesen

und Indonesier, die trotz des bereits damals abgedroschenen Verdachts, bei ihnen werde Hundefutter verarbeitet, beliebte Ziele niederrheinischer Feinschmecker waren, aber von einem Japaner hatte nicht einmal der berühmte Genneper Tankwart Henk Praats je etwas gehört, der für nahezu alle Wünsche deutscher Autofahrer die passende Adresse kannte. Achim und Wolf wären beinahe aufs Geratewohl nach Amsterdam gefahren, wo man angeblich jede Küche der bekannten Welt probieren konnte, hatten sich aber dann aus Angst, von einem betrügerischen Meister mit vergammeltem Fisch vergiftet zu werden, dagegen entschieden. Zwischenzeitlich berichtete das Kulturjournal *facetten* über die Eröffnung der ersten Sushi-Bar in München, die *Mishimas Garden Palace* hieß und wie Witzigmanns *Aubergine* und Winklers *Tantris* täglich mit frangrischer Ware aus den legendären Pariser Hallen beliefert wurde. In *Mishimas Garden Palace* betrieb man zusätzlich eine Aquarienanlage, damit der Gast sich die Barbe oder Brasse selbst auswählen konnte, die ihm wenig später perfekt zugeschnitten, aber roh, serviert werden sollte. Allerdings lag München über siebenhundert Kilometer von Huiswyck entfernt, so daß Achim und Wolf dort hätten übernachten müssen, was angesichts der Menüpreise, die in dem Fernsehbeitrag genannt worden waren, weit über ihre finanziellen Möglichkeiten gegangen wäre. Schließlich hatte der Zufall oder das Schicksal in Gestalt ihres Kunstlehrers Heinrich van de Kerckhoff ihnen den Katalog einer Ausstellung japanischer Keramik zugespielt, die seit kurzem im Düsseldorfer *Hetjens-Museum* gezeigt wurde. Am Ende des Katalogs waren sie auf die Anzeige eines ebenfalls in Düsseldorf ansässigen Restaurants namens *Kabuki* gestoßen: »*Erleben Sie japanische Küche, zubereitet von Meistern aus Tokio und Osaka, in original japanischen Räumlichkeiten. – Einmalig in Deutschland!*«

Mittlerweile war ihnen von Dr. Riebsamen, dem Direktor des *Adam-Rainer-Lynen-Gymnasiums* in Cleve, offiziell mitgeteilt worden, daß sie das Abitur bestanden hatten: Wolf mit – in den Worten des Direktors – »unübertrefflichem Ergebnis«, Achim hingegen mit Noten, die seine tiefe Verachtung für das, wie er selbst es ausdrückte, »faschistische Gleichschaltungssystem Schule« widerspiegelten. In neun Tagen würde ein Festakt samt Zeugnisübergabe diese trostloseste aller vorstellbaren Lebensphasen beenden. –

»Verdammt Mist«, brummte Achim, weil ihm zum wiederholten Mal durch plötzliches Abknicken des Blättchens der Tabak auf den Sitz gefallen war und es zusehends unwahrscheinlicher wurde, daß die im Beutel verbliebenen Reste für eine Zigarette reichten.

»Du saust alles voll«, sagte Wolf.

Der Wagen, ein dunkelblauer Mercedes 190, war das Abiturgeschenk seiner Eltern, weshalb Wolf sich verpflichtet fühlte, die Mitschüler daran zu hindern, ihn schon vor der Verabschiedung in eine rollende Müllkippe zu verwandeln. Achim gab trotzdem nicht auf, und sein nächster Versuch endete mit einem Tabakstäbchen von gut doppelter Streichholzdicke, das wegen der Trockenheit und des hohen Verdichtungsgrads der Krümel einen scharfen kobaltblauen Rauch ergab.

»Wo bleibt eigentlich der Frühling?« fragte er.

»Wo soll er denn bleiben?« erwiderte Wolf.

»Du meinst, daß schon die Erwartung ein Fehler ist?«

»Wahrscheinlich.«

»Wie bei rohem Fisch.«

»Würde ich nicht vergleichen.«

»Warum?«

»Hört sich komisch an.«

Achim überlegte einen Moment, nickte zustimmend, kur-

belte das Fenster hinunter und warf die in wenigen Zügen verglühte Kippe auf die nasse Fahrbahn.

Es hatte den ganzen Tag auf eine dunkle, gleichförmige Weise geregnet, aber kurz hinter Moers war das Grau plötzlich aufgebrochen, und jetzt glänzte die Autobahn golden. Langgezogene Pfützen spiegelten die untergehende Sonne, und in den Baggerseen längs der Strecke kräuselte sich das fahle Gelb des östlichen Himmels wie ein Seidentuch, das langsam auf eine Schwertklinge zutrieb.

»Aquaplaning«, stellte Wolf fest.

»Ich dachte, das Auto ist neu.«

»Halt einfach die Klappe.«

Am Horizont strahlten Industrieanlagen im Zwielight, als wären sie Kulissen für einen schmutzigen Ruhrgebietskrimi, und über den Schloten räkelten sich Rauchschwaden wie dicke Nutten am Tatort. Wolf fuhr deutlich zu schnell, trotzdem würden sie es heute nicht mehr schaffen, die Ausstellung zu besuchen. Ihre Abfahrt hatte sich um Stunden verzögert, weil Wolfs Freundin Maria am Vormittag von einem ihrer plötzlichen, wengleich nicht grundlosen Eifersuchtsanfälle überwältigt worden war. Achim hatte Wolfs Anruf um kurz vor elf kommentarlos hingenommen. Er war auf die überdachte Terrasse seines Elternhauses getreten, hatte sich in einen der mit Plastikplanen verpackten Liegestühle gesetzt, in den Regen gestarrt und der Tatsache gedacht, daß er diesen Ort bald für immer verlassen würde. Obwohl es philosophisch gesehen falsch war und die Zukunft so nah wie nie zuvor, hatte er sie herbeigesehnt.

»Eigentlich schmeckt grüner Tee fies«, sagte Achim.

»Den besseren bekommen wir gar nicht, den behalten die Japaner für sich«, entgegnete Wolf.

»Ich meine: ohne Zucker.«

»Mein Vater ist mal von einem französischen Kollegen zum besten Chinesen in Paris eingeladen worden und wollte Zucker zum grünen Tee. Der Kellner hat genickt und ist gegangen. Fünf Minuten später hat mein Vater den Kellner noch mal gerufen und ihn an den Zucker erinnert. Der Kellner hat sich entschuldigt und ist wieder gegangen. Nach dem dritten Mal hat der Kollege, dem das Ganze ziemlich peinlich war, zu meinem Vater gesagt: ›In diesem Restaurant für diesen Tee Zucker zu verlangen, ist so, als ob Sie im *Maxim's* Zucker für ihren *Château Lafite* bestellen würden. Der Mann will Sie nicht brüskieren, deshalb sagt er nichts, aber er wird Ihnen keinen Zucker bringen.«

»Das waren Chinesen.«

»Für *Chianti classico* würde dasselbe gelten.«

»Du meinst für Sake.«

»So oder so.«

»Der schmeckt nicht schlecht.«

»Mag sein.«

»Solltest du probieren.«

»Hast du schon – ich weiß.«

Wer von ihnen sich als erster mit Japan beschäftigt hatte, war eine Streitfrage, die sich nicht mehr klären ließ. Fest stand, daß ihre Beschäftigung unterschiedliche Ursprünge hatte: Während Wolf über seine Begeisterung für traditionelles Kriegshandwerk und Kurosawas Historienfilme auf Japan gestoßen war, hatte Achim, ausgehend von eigenen Holzschnittversuchen, mit van de Kerkhoffs Büchern über Hokusei und Utamaro zunächst die japanische Kunst für sich entdeckt. Später war er bei seiner Suche nach den Schlüsseln der Weltweisheit auf die Schriften Suzukis und Okakuras gestoßen.

»Neulich habe ich eine Dokumentation gesehen, da hieß

es, Rikyū sei des öfteren voll mit Sake durch die Gegend getorkelt«, sagte Wolf.

»Kann sein.«

»Darf er das als Tee-Meister und Zen-Priester überhaupt?« Achim überhörte die Provokation und antwortete nicht.

Wie immer freitags um diese Uhrzeit geriet der Verkehr, je näher sie dem Stadtzentrum kamen, zunehmend ins Stokken. Tausende hatten sich in Kleinwagenverbänden und Buskonvois aufgemacht, um die Sinnlosigkeit ihres Daseins für ein Wochenende in der Düsseldorfer Altstadt zu ertränken. Im Gegensatz zu Wolf, der dieses Revier selbst zuweilen nutzte, um ohne Mühe und frei von späteren Komplikationen Frauen für spontanen Geschlechtsverkehr zu werben, fand Achim den Bezirk billig.

»Der Mob auf dem Weg in die Versenkung«, sagte er, als sie neben einem mit fünf winkenden Mädchen besetzten Opel Corsa zum Stehen kamen, woraufhin Wolf in obszönes Gelächter ausbrach, »Schneckchen« schmatzte und zurückwinkte, als hätte er seine Pläne für den Abend soeben geändert.

»Arschloch«, brummte Achim. Einige hundert Meter weiter auf der Oberkasseler Brücke, immer noch im Schrittempo, deutete er nach rechts und sagte: »Da hinten wohnt Beuys.«

Wolf zuckte mit den Achseln.

»Beuys hat sich auch viel mit Japan beschäftigt«, sagte Achim.

»Ein Mißverständnis.«

»Die Japaner sehen das anders.«

»Die Japaner verstehen uns heutzutage besser als sich selbst.«

Mittlerweile war es kurz vor sieben, das Museum hatte seit einer Stunde geschlossen, Wolf schimpfte: »Scheiß-Weiber«, und Achim sagte: »Ach Quatsch.«

Sie schoben sich von Ampelphase zu Ampelphase über die Hofgartenrampe in Richtung Königsallee, wo Wolf ein bestimmtes Parkhaus im Visier hatte, weil er später eine Diskothek in der Nähe aufsuchen wollte. Dort trafen sich, wie er einem Düsseldorfer Stadtmagazin entnommen hatte, die Töchter der ortsansässigen japanischen Geschäftsleute zur Drogen- und Kontaktaufnahme.

»Japanische Mädchen«, erläuterte Wolf beim Aussteigen, »werden dazu erzogen, ihren Männern zu dienen, um sie glücklich zu machen, aber nicht durch christliche Sexualmoral genau daran gehindert.«

Achim seufzte.

Als sie auf die Straße traten, hatte es zu nieseln angefangen, so fein und schwebend, daß Schirme nutzlos gewesen wären. Wolf fuhr sich mit der Hand durchs Haar, dachte, daß Regenwasser seiner Frisur noch immer gut bekommen sei. Achim maulte: »Wegen deiner Scheiß-Disko latschen wir jetzt eine halbe Stunde durch den Regen.«

»Zehn Minuten.

»Fünfzehn.«

»*Stelle dich auf Regen ein, auch wenn es nicht regnet*, lautet eine der sieben Regeln Rikyūs.«

»Es regnet aber.«

»Dann dürfte es erst recht kein Problem für dich sein.«

Da die Geschäfte bereits um halb sieben schlossen, waren Viertel, in denen weder Bierkneipen noch Speisegaststätten vorherrschten, um diese Uhrzeit bereits ausgestorben.

»Ich bin wirklich gespannt«, sagte Achim.

»Auf rohen Fisch.«

»Vielleicht auch auf etwas anderes.«

»Du bist doch der Authentizitätsfanatiker.«

»Ich meine nur, daß ich völlig offen hingehe.«

Zu Beginn der Bolker Straße schwenkten sie rechts in die kaum beleuchtete Grabbe-Straße, an deren Ende unter einem ziegelgedeckten Vordach eine voluminöse rote Laterne den Eingang des Restaurants *Kabuki* markierte. Das Haus war ein schäbiger Zweckbau aus der Nachkriegszeit, hatte aber im unteren Teil mit Hilfe dunkler Balken und weißer Blendplatten, auf die mächtige Schriftzeichen kalligraphiert waren, ein leidlich japanisches Gepräge erhalten. Hinter die Fenster waren traditionelle Papierwände montiert, so daß die Gäste im Innern ebenso vor neugierigen Blicken bewahrt blieben wie die Geheimnisse der Küche. Selbst der breite Schaukasten rechts der Tür war japanischer Herkunft, was man an den aufwendigen Holzverbindungen sah, die ein deutscher Schreiner ohne Zweifel durch Baumarktschrauben ersetzt hätte.

Achim und Wolf versuchten zunächst, sich auf den verschiedenen Speise- und Getränkekarten zu orientieren. Sie lasen, räusperten sich, lasen weiter, schwiegen. Vom Anfang der Straße her wehte ein Klanggemisch aus volkstümlicher Musik, elektronisch erzeugten Tanzrhythmen und bierseligen Stimmen herüber. Achim trat von einem Fuß auf den anderen, Wolf zupfte sich am Ohr.

Es standen vier Menüs zur Auswahl, das kleinste mit fünf, das größte mit elf Gängen. Roher Fisch spielte darin, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle. Die Begriffe *Sushi* und *Sashimi* fehlten völlig, und auch von *Tempura*, der angeblich vollkommenen Technik, Gemüse und Meeresfrüchte auszubacken, war nirgends die Rede. Es gab *Abalone mit grünem Spargel*; *Chrysanthemensalat*; *frittierten Tofu in Bernsteinsauce*; *Taschenkrebsfleisch auf Zweischicht-Ei*; *gefüllte Lotuswurzeln*; *marinierten Bonito-Fisch*; *Hähnchenbrust nach Chikozen-Art*; *Makrele in Miso-Sauce*; *Teriyaki-Ente*; *gegrillten Tintenfisch mit Seeigelrogen*; *Herzmuscheln auf Mangold*;

*marinierte Spanferkelschulter mit Kapuzinerkresseblüten; Süßkartoffelkuchlein; Grüntee-Eis; Azukibohnen-Gelee;* außerdem einige Dinge, die keine deutschen Namen hatten, und *frisches Obst*. Letzteres war das einzige Gericht, unter dem sie sich etwas vorstellen konnten, vorausgesetzt, daß in Japan nicht Früchte wuchsen, von deren Existenz sie nie gehört hatten. Das preiswerteste Menü kostete siebenundachtzig Mark, das teuerste einhundertneununddreißig. Außerdem hätten sie sich – allerdings mit dreitägiger Vorbestellung – zum Preis von hundertneunundvierzig Mark pro Person eine traditionelle *Chanoyu-Teezeremonie* einschließlich des dazugehörigen, der Jahreszeit entsprechenden *Kaiseki-Menüs* im separaten Teeraum des Hauses zubereiten lassen können.

»Glaubst du, daß *das da* authentisch japanische Küche ist?« fragte Achim.

»Ich weiß nicht«, sagte Wolf. »Spanferkel? Kapuzinerkresse?«

»Klingt komisch.«

»Kein roher Fisch.«

»Marinierter Bonito vielleicht?«

»Andererseits ...«

»Und sie haben nur die Menüs.«

»Nur Menüs.«

»Daß japanisches Essen teuer ist, wußte ich ja ...«

»In dieser Münchner Sushi-Bar soll eine Portion, alles drum und dran, vierzig Mark kosten.«

»Wieviel hast du dabei?« fragte Achim.

Wolf holte sein Portemonnaie aus der Hosentasche und zählte: »Etwas über neunzig.«

»Ich Mitte achtzig.«

»Wenn wir zusammenlegen, könnte es für zwei Menüs reichen.«

»Aber nicht mehr für Sake. Die billigste Flasche liegt bei fünfzehn Mark.«

»Dann ist es sinnlos.«

»Ja. Es ist sinnlos.«

Der Nieselregen hatte sie trotz des schützenden Vordachs mit einer silbrigen Schicht winziger Tröpfchen überzogen. Die Luft war schwer wie ein nasser Lappen. So geduckt, mit hochgezogenen Schultern im Licht der roten Laterne, hätten sie ebensogut Nachwuchs-Yakuza auf der Flucht in einem Thriller der frühen siebziger Jahre sein können, die an ihrem ersten Auftrag gescheitert waren. Das würde sie ein Fingerglied kosten, wenn nicht ein Wunder geschähe. Doch weder ein barscher Leibwächter noch ein geheimnisvoller Alter, dem sie vertrauen konnten, öffnete die Tür.

»Und jetzt?« fragte Achim nach einer Weile.

»Mein Vater geht immer zu einem Chinesen auf der Kö. Der ist nicht schlecht. Jedenfalls besser als das *Peking* in Cleve.«

»... und trinkt grünen Tee mit Zucker.«

»Bier.«

»Das berühmte chinesische Bier ...«

»Genau: nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut.«

## Einige hundert Jahre zuvor in Japan

Schwer ruht die Nacht auf den Bergen des Hinterlands. In der Kiefer am Tor des vereinzelt Hofes nördlich von Tokoname wacht vor dem unermesslichen Himmel im bleichen Licht des schwindenden Mondes der Schattenriß einer Eule, gesammelt und schwarz. Nichts entgeht ihrem Blick. Was sie auch sieht, es verbleibt in ihrem von Selbstsucht und Alter befreiten Gedächtnis. Das Vergangene und das Künftige sind ihr eins. Sie entstammt dem Reich der Zeichen und weiß sie zu deuten: Etwas kündigt sich an. Lautlos stürzt sich der Vogel ins Leere, gleitet davon, als berührten seine Flügel die Luft nicht.

Der Mann, der hier lebt und dem der Gedanke, den Hof sein eigen zu nennen, fremd ist, kennt keine Furcht. Man sagt ihm besondere Kräfte nach. Es heißt, Raum und Zeit beschränkten ihn nicht. Anders die Menschen der Stadt. Verzagt vom Kampf mit den Mächten des Wassers, der Erde, kauern sie in ihren Hütten und erwarten den Schlaf des Vergessens voll Angst.

Es knarrt im Gebälk. Buschwerk raschelt. Wie ein Griff in den Nacken plötzlich die Schläge galoppierender Hufe. Sie nähern sich rasch, fallen in Schritt, stehen still. Schnaubende Nüstern – es ist mehr als nur ein Pferd. Das Klirren von Zaumzeug, jemand springt aus dem Sattel. Seine Sohlen treffen auf gestampften Lehm, sorgsam von allem Unrat gereinigt.

Der Fremde öffnet das Tor, geht auf das Haus zu, nimmt die Treppe in einem Satz, hält vor der Tür inne. Schwaches Licht dringt durch Ritzen, beleuchtet die kantigen Züge: ein Mann in mittlerem Alter von erkennbar edler Geburt. Er bewegt sich zögernd, hebt die Hand, tritt ein. Im eisernen Becken am Boden glimmt noch die Kohle des Tages.

»Meister«, sagt der Mann, »Meister Tsujimura. Vergebt mir, daß ich in Euer Haus eindringe, ohne daß Ihr mir Einlaß gewährt habt. Vergebt die späte Stunde, seht mir meine würdelose Erscheinung nach. Ihr kennt mich nicht. Niemand hat mich Euch angekündigt. Ich weiß: Selten kommt Gutes aus dem Dunkel, und die Nacht ist der Mantel des Diebes. Doch ich stehe hier in lauterer Absicht: Hört mich an.«

Über der Feuerstelle steigt Hitze als zitternde Säule dem offenen Dach zu. Mondschein fällt auf irdene Formen, Schalen, Teedosen, Wassergefäße, in rohen Gestellen aufgereiht wie die stummen Diener einer Zeremonie. Ein Schemen, der ein Mensch sein könnte oder sein Schatten, vielleicht nur ein Tuch, ein Gewand, bewegt sich kaum sichtbar im Luftzug.

»Meister Tsujimura«, wiederholt der Fremde. »Ich komme von weit her. Euer Ruhm ist über die Hügel des Akaishi-Gebirges, durch die Schluchten des Tenryū-Flusses, zwischen den Gipfeln von Iide-San und Azume-San, vorbei an hochaufragenden Burgen und waffenstarrenden Feldlagern bis zu mir gedrungen. Und ich habe mich aufgemacht, ohne zu wissen, ob ich Euch fände und ob Ihr mich anhören würdet. Bis zu der unglückseligen Schlacht, die mir alles genommen hat, war ich Herr. Meine Besitzungen reichten vom Meer im Westen bis zu den Bergen im Osten. Wer auf dem höchsten Gipfel meines Landes stand, sah seine Grenzen nicht. Doch jetzt bin ich niemand.«

Abermals bricht die Rede des Fremden ab. Seine Augen

suchen in der Dunkelheit den Mann, dessentwegen er ein nichtswürdiges Leben statt des stolzen Todes gewählt hat.

›Ein Strich, und ich bin ausgelöscht‹, denkt er, als hinter ihm eine Stimme, weder bebend vor Zorn noch gespannt vor Erwartung, fragt: »Wie heißt du?«

›Takanosu Norishige«, antwortet der Fremde und wendet sich um.

›Ich kann nichts für dich tun.«

## Wie im Flug waren acht Jahre vergangen

»Bier«, murmelte Achim, »Weizenbier«, und zündete sich die erste legale Zigarette seit Stunden an. Angesichts der zwanzigtausend Mark Geldstrafe bei Verstoß gegen das Rauchverbot im Wald hatte er die letzten so hastig in sich hineingesaugt, daß ihm jedesmal schlecht geworden war.

Der Sommer 1992 entwickelte sich zum heißesten seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen. Einige Klimaforscher prognostizierten die Überflutung der norddeutschen Tiefebene in hundert Jahren, was jedoch – abgesehen von den Bauern Frieslands und Mecklenburgs, die unter Ernteauffällen litten – niemanden beunruhigte. Die Weltuntergangsstimmung früherer Jahre war nach dem Ende des Kalten Krieges einer lustlosen Ergebnislosigkeit gewichen, der sich mehr und mehr ein Anspruch auf angenehme Umstände im allgemeinen beigesellte. Dementsprechend wurde das schöne Wetter von weiten Teilen der Bevölkerung begrüßt und führte, bei insgesamt sinkender Produktivität der Wirtschaft, zu Umsatzsteigerungen im Gastgewerbe und einer nachhaltigen Belebung der Innenstädte.

Das *Theater Herz-und-Hirn*, an dem Achim Wiese auf Vermittlung Kurt Rübners, eines Freundes aus gemeinsamer Münchner Zeit, während der vergangenen Saison in kleineren und mittleren Rollen zu sehen gewesen war, hatte Ferien, und

ob Achims Engagement für die kommende Spielzeit verlängert werden würde, stand in den Sternen. Seine Rücklagen reichten bei großzügigerem Lebensstil bis Mitte November, so daß er jetzt einer seiner nutzlosen Lieblingsbeschäftigungen nachging: Er machte Waldspaziergänge. Streng genommen handelte es sich dabei längst nicht mehr um Spaziergänge, sondern um ausgedehnte Wanderungen, die ihn nur deshalb nicht quer durchs Land führten wie Handwerksgesellen vergangener Epochen, weil die unterwegs anfallenden Kosten seine Rücklagen früher aufgezehrt hätten, als er nach neuen Verdienstquellen Ausschau halten wollte.

Achim war immer gewandert. Schon als Kind hatte er seine Nachmittage mit stundenlangen Streifzügen durch die Auwälder und Streuwiesen rund um Huiswyck verbracht, war Mardern und Füchsen nachgestiegen, hatte seltene Vögel beobachtet, Falter und Käfer gefangen, um sie anschließend in wissenschaftliche Präparate zu verwandeln und entsprechend der zoologischen Systematik in Schaukästen einzuordnen. Damals war es sein erklärtes Lebensziel gewesen, ein großer Naturforscher zu werden, doch im Alter von fünfzehn hatte er begriffen, daß es keine großen Naturforscher mehr gab, sondern nur Wissenschaftler auf immer kleiner werdenden Spezialgebieten. In der Folgezeit war er mit der Erbitterung eines Betrogenen gewandert, der jenseits des Horizonts ein neues Ziel finden wollte. Da sich nichts dergleichen gezeigt hatte, war ihm schließlich der Gedanke des Ziels als solcher abhandengekommen, und er hatte sich verschiedenen Künsten und Interessensfeldern zugewandt – unter anderem der Kultur Japans. Seit Achim vor anderthalb Jahren trotz beträchtlicher Bedenken auf Kurt Rübners Angebot, am *Theater Herz und Hirn* zu spielen, eingegangen und nach A. übersiedelt war, hatte er vor lauter Arbeit keine Zeit für Wanderungen ge-

funden. Vor zwei Tagen endlich war er angesichts des blauen Himmels einem spontanen Impuls gefolgt und losgegangen, um die Umgebung *Gurschebachs* – so hieß der Stadtteil von A., in dem er ein überteuertes 1-Zimmer-Apartment bewohnte – zu erkunden. Insbesondere wollte er herausfinden, ob tatsächlich möglich war, was das Kartenmaterial, das er sich unlängst besorgt hatte, nahelegte: daß man nämlich fünf oder sechs Stunden Richtung *Nordwesten* gehen konnte, ohne auf besiedeltes Gebiet zu stoßen. Wie bereits an den Tagen zuvor, hatte er sich auch an diesem Donnerstag zunächst nach *Südwesten* orientiert und sich in den halb verwilderten Obstplantagen längs des *Gurschebachs*, eines Rinnsals, dem Ort, Wald und ein berühmter Faschingsverein ihre Namen verdankten, den Bauch mit Schattenmorellen vollgeschlagen. Die Bäume trugen so schwer, daß ihre Äste den Boden berührten, doch außer Achim und den Starenschwärmen, die in Abständen vor ihm aufgefliegen waren, hatte niemand Interesse an den Kirschen gezeigt. In der flirrenden Hitze nahmen die Bauern- und Schrebergärten geradezu provençalischen Charakter an, so daß Achim sich zeitweilig nicht mehr gefühlt hatte, als wanderte er an den Rändern einer rheinischen Provinzhauptstadt, sondern durch eine mediterrane Landschaft. Die hoch aufragenden Mietskasernen zu seiner Rechten hatte er ebenso ausgeblendet wie den nahen Autobahnring, der über eine künstliche Anhöhe in Sichtweite vor ihm verlief. Jenseits der Gärten, kurz bevor die Autobahn den Weg abschnitt, hatte Achim seine südländische Illusion verlassen und sich nach rechts gewandt, um hinter der nahen Hauptstraße ein Neubaugebiet zu durchqueren, an dessen Rand eine natürliche Kuppe zum Rand des *kleinen Gurschebacher Walds* hinaufführte. Der Boden war sandig, und die hohen, weit auseinander stehenden Kiefern hätten

auch Pinien sein können, so daß Achim sich im gleißenden Mittagslicht abermals in den Süden versetzt gefühlt und Ausläufer des Apennin durchschritten hatte. Nach etwa einstündigem Marsch hatte ihn eine schmale Fußgängerbrücke über ein weiteres Autobahnteilstück schließlich in den *großen Gurschbacher Wald* geführt, der angenehm kühl und von Geheimnissen durchwirkt gewesen war wie die Buchenhaine in den freundlichen Märchen der Kindheit. Achim hatte Eichhörnchen und Wildschweinspuren, einen Schwarzspecht und einen Habicht gesehen, Kaisermäntel und Distelfalter waren vor ihm hergeflattert, und entgegen den Ankündigungen Kurt Rübners, der Scharen von Hundebesitzern, Joggern und Vereinswanderern prophezeit hatte, war ihm bis zum frühen Nachmittag kein Mensch begegnet. Da Achim es haßte, umzudrehen und dieselbe Strecke zurückzukehren, hatte er um kurz nach vier die breite Ost-West-Schneise genommen, die schnurgerade über eine zweite Fußgängerbrücke zum Zentralparkplatz für die Naherholungssucher führte.

Dort stand er jetzt, murmelte »Bier, Weizenbier« und zündete sich besagte Zigarette an. Er schlenderte rauchend einen asphaltierten Weg parallel zur Straße Richtung Stadt und genoß die Befriedigung, daß es ihm, ohne unterwegs noch einmal in die Karte zu schauen, gelungen war, dort anzukommen, wo er am Morgen anzukommen geplant hatte.

Immer mehr Wagen rollten heran, füllten die Parkplatzreihen, und immer neue Leute stiegen aus, um im Wald ihren Freizeitaktivitäten nachzugehen. Sie trugen modische Sportkleidung, Accessoires wie digitale Schrittzähler, Stoppuhren und aerodynamisch optimierte Trinkflaschen, als kämen sie nicht einfach zum Waldlauf, sondern nähmen an einer großangelegten Studie zum Nutzen der neuesten Trendsportart teil. Achim drosselte sein Tempo noch einmal, um sich und

allen, die es wissen oder nicht wissen wollten, deutlich zu machen, daß *seinen* Bewegungen keinerlei Ehrgeiz zugrunde lag. Während er in Gedanken noch mit dieser Demonstration der Langsamkeit beschäftigt war, wurden seine Füße mit jedem Schritt schwerer. Nach sechs Stunden auf federnden Waldböden spürte er die unnachgiebige Härte des Asphalts durch die dünnen Ledersohlen um so deutlicher. Links der Kapelle, die wie alle Waldkapellen dem heiligen Hubertus geweiht war, ließ Achim sich trotz seines riesigen Durstes auf eine Bank fallen. Seine Beine fühlten sich an, als könnten sie nie wieder einen Schritt tun. Brennende Schmerzpunkte an Zehen und Fersen signalisierten, daß er sich nicht nur Druckstellen, sondern handfeste Blasen gelaufen hatte. Während Achim noch zögerte, Schuhe und Socken auszuziehen, um den Zustand seiner Füße zu prüfen, wurde sein Blick von einem japanisch anmutenden Werbeblock auf der Tür eines weißen *Nissan*-Kombis festgehalten, der im Schrittempo an ihm vorbeierollte. Der Wagen wendete unmittelbar vor der Schranke zum Waldweg, fuhr ebenso langsam wieder zurück und bog nach knapp hundert Metern in eine Einfahrt. Das Manöver war sinnlos und schien keinen anderen Zweck zu verfolgen, als Achim Wiese die Aufschrift *Mitsukos Restaurant, Japanische Spezialitäten im Wanderheim, Gurschebachstr. 1, tägl. außer dienstags 11.30 – 1.00 Uhr, Inh. Mitsuko Walther-Nishida* zur Kenntnis zu bringen.

›Rot und Schwarz vor Weiß in Japan. / Hier: / blauer Himmel, Sand und Kiefern‹, dachte Achim in Form eines Haiku und bedauerte, weder Stift noch Zettel bei sich zu haben. Dann glitt er in Gedanken so weit davon, daß er anschließend nicht hätte sagen können, wie lange er fort gewesen war, und sich ein weiteres Mal über die Löchrigkeit des Raum-Zeit-Kontinuums wunderte.

Er vergaß seine Füße, sprang auf und hinkte das kurze Stück die Straße entlang bis zu der Einfahrt, in der das Auto verschwunden war.

Das stählerne Tor stand offen. Achim blickte auf einen grau gepflasterten Hof, der an eine Sportplatzanlage grenzte. Zum Wald hin befand sich ein langgestreckter Schuppen, in dessen offenem Teil zusammengeklappte Biertische, Autoreifen, ein Würstchenbuden-Anhänger, mehrere Kubikmeter hölzerner Weinkisten und Unmengen Gerümpel eingelagert waren. Ein auffällig schwarzhaariger Mann in den Fünzigern lud bei laufendem Motor Gemüseboxen aus dem Kofferraum des Nissan und trug sie die Kellertreppe eines dunklen Blockhauses hinunter, das auf einem Sockel aus gemauertem Naturstein thronte. Achim fragte sich, ob das Haus alpenländischen oder nordamerikanischen Vorbildern gehorchte und ob der Mann Europäer, Japaner oder vielleicht Amerikaner mit japanischen Vorfahren war: In A. befand sich eines der zahllosen Hauptquartiere der U.S. Streitkräfte, und der eine oder andere Besatzungssoldat blieb nach dem Ende seiner Dienstzeit hier, weil er die Frau fürs Leben oder sonst eine Beschäftigung gefunden hatte.

Achim folgte dem von einer Hecke überwucherten Maschendrahtzaun, der das Gelände umschloß. An einigen Stellen war das Gebüsch weniger dicht, so daß er Tische, Stühle und Gäste ausmachen konnte. Schließlich öffneten sich Hecke und Zaun zu einem Eingang in Form eines schmiedeeisernen Rundbogens, der mit Lampionsträngen umwickelt war. Von vorn wirkte das Gebäude deutlich größer als von der Seite. Eine fünfstufige Treppe führte zur Tür hinauf. Rotweiße Blenden mit ausgeschnittenen Herzen rahmten die Fenster und machten deutlich, daß ein Schweizer- oder Schwarzwaldhof das Vorbild gewesen war und keine Trapper-

hütte im Lake District. Unter der verwitterten Trophäe eines Sechzehners zwischen Wappen und Eichenlaub stand mit breitem, ockerfarbenem Pinselstrich: *WANDERHEIM im Erwin-Brenner-Haus, erbaut 1981 zum fünfzigjährigen Gründungsjubiläum der Wanderfreunde Gurschbach e.V. ...*

All das hätte den gängigen Vorstellungen einer rustikalen Waldschenke entsprochen, die man nur im äußersten Notfall betrat, wäre über der Tür nicht ein Schild mit der Aufschrift *MITSUKOS RESTAURANT* montiert gewesen und rechts davon eine orangefarbene Papierlaterne, auf der die getuschten Umrisse eines froschartigen Männleins im Manga-Stil sowie eine Reihe japanischer Zeichen zu erkennen waren. Der Durchschlag im Schaukasten, auf dem Alkoholika nebst verschiedenen Brat-, Bock-, Blut- und Leberwürsten mit Brot oder Kartoffelsalat in altertümlicher Maschinenschrift aufgelistet waren, bewegte sich ebenfalls im Rahmen des üblichen. Daneben jedoch – und Achim hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte – war eine von Hand geschriebene, auf gelbe Bögen kopierte Speisekarte mit Stecknadeln an die Rückwand gepinnt, auf der in Japanisch, Deutsch und Englisch eine Reihe von Gerichten aufgeführt wurde, unter denen er sich im Wesentlichen nichts vorstellen konnte: *Tonkatsu – paniertes Schnitzel japanische Art – deep fried pork-schnitzel japanese style; Butinaku no tatsutage – Schweinefleisch mit Ingwersauce; Rumpsteak mit Miso-Sauce; Hähnchenschenkel mit Teriyaki-Sauce; marinierete Hühnerbrust, knusprig; frischer Lachs mit Wasabi-Butter; frischer Heilbutt im Soja-Sake-Sud; Tempura mit Fischfilets und Garnelen; Tofu in Gemüsesauce*. Das billigste – *Tonkatsu* – sollte siebzehn Mark, das teuerste – *Tempura mit Fischfilets und Garnelen* – siebenundzwanzig Mark kosten, was in etwa den Preisen entsprach, die der ortsansässige Grieche für Ge-

richte mit vergleichbaren Zutaten verlangte: Selbst das Gyros mit Reis und Krautsalat kostete inzwischen schon vierzehn neunzig.

Achim dachte an die *indonesische Reistafel*, die er vor Jahren zusammen mit seinem Freund Wolf bei dem Chinesen in Düsseldorf gegessen hatte, nachdem das japanische Restaurant, zu dem sie gefahren waren, um das Ende des falschen und den Beginn des wahren Lebens zu feiern, sich als unbezahlbar herausgestellt hatte. Während ihnen angesichts der fettriefenden Industriefrühlingsrollen, labberigen Fleischstreifen, tranigen Fischhappen und Dosengemüse in unterschiedlich gefärbten Glutamatpampen längst der Appetit vergangen war, hatten sie sich wechselseitig versichert, daß der Laden deutlich besser sei als das Clever *Peking*. Nach dem obligatorischen Pflaumenwein, der wie gezuckertes Parfüm geschmeckt hatte, waren sie in eine völlig überschätzte Diskothek weitergezogen. Dort hatte Achim Bier, später auch Whisky getrunken, um seinem Aufstoßen einen anderen Geschmack überzustülpen, und von seinem Barhocker aus zugeschaut, wie Wolf an dem Projekt, eine Japanerin für die Nacht aufzureißen, ebenso kläglich scheiterte wie zuvor bei der Wahl des Restaurants. Am Ende hatte die einzige Asiatin auf der Tanzfläche, deren japanische Abstammung äußerst fraglich gewesen war, Wolf wild gestikulierend beschimpft.

Sowohl Wolfs als auch Achims Japanbegeisterung war in den folgenden Jahren aufgrund veränderter Lebensumstände wenn nicht erloschen so doch in den Hintergrund getreten: Wolf hatte sich gleich zu Beginn seines Studiums mit dem Sohn eines Ashanti-Königs angefreundet, der ebenfalls Medizin studiert und Wolfs nächtliche Jagdgründe um die afrikanischen Feste in Bonn erweitert hatte. Die Zeit, die ihm zwischen Vorlesungen und Nachtleben verblieben war, hatte

er – auch in Vorbereitung eines längeren Ghana-Aufenthalts – auf die Beschäftigung mit Afrika verwandt.

Währenddessen war Achim mehr oder weniger erfolgreich mit Versuchen auf unterschiedlichsten Gebieten beschäftigt gewesen, die alle eines gemeinsam hatten: Sie warfen nur manchmal und dann meist wenig Geld ab. Abgesehen davon war selbst in den ebenso eigenwilligen wie heterogenen Kreisen, in denen er verkehrte, nie jemand gewesen, der Lust gehabt hätte, mit ihm auch nur die Keramikabteilung eines ostasiatischen Museums anzuschauen, geschweige denn nach einem der dünn gesäten, zudem vermutlich unbezahlbaren japanischen Restaurants zu suchen.

»Auf Japanisch heißt Schnitzel also *Tonkatsu*«, faßte Achim zusammen. Darüber hinaus fiel ihm auf, daß er außer *Sushi* und *Sashimi*, die hier ebenso fehlten wie damals in Düsseldorf, an japanischen Gerichten immer noch nur *Tempura* kannte, und deshalb abermals keine Ahnung hatte, ob das, was hier als japanische Küche verkauft wurde, auch nur im geringsten etwas mit dem zu tun hatte, was Japaner in Japan aßen. Achim schwankte zwischen der Erregung des Entdeckers, Zweifeln an der Echtheit des Entdeckten und ungläubigem Staunen über seine Naivität, die Möglichkeit eines ernstzunehmenden japanischen Restaurants in diesem Umfeld auch nur in Erwägung zu ziehen.

In diesem Moment trug eine junge Frau mit weißem Schürzchen und asiatischen Zügen ein Tablett aus der Tür, auf dem sich ein frisch gezapftes Bier befand. Bevor die Kellnerin erneut auf unbestimmte Zeit im Innern des Schwarzwaldhofes verschwinden konnte, setzte er sich an den nächstbesten Tisch, winkte sie hektisch herbei und bestellte: »Ein Kristallweizen. Ohne Zitrone.«

»Möchten Sie auch essen?«

Achim erinnerte sich, daß der Klang des Japanischen, das er in unvertitelten Samurai-Filmen gehört hatte, deutlich harscher gewesen war, als es die Sprache sein mußte, die das Deutsch der Frau in diesen sanften Singsang verwandelte, dachte ›HOKKATAA-HAY!‹, und fragte: »Was gibt es denn?«

»Verschiedene Würste. *Hausmacher*. Und ab halb sechs haben wir japanische Küche.«

»Rohen Fisch?«

Die Kellnerin verdrehte die Augen, als hörte sie diese Frage zum siebenundzwanzigtausendeinhundertdreiundachtzigsten Mal und sagte: »Die japanische Küche hat sehr viel mehr zu bieten als rohen Fisch.«

Auch die Gesichter der Frauen hatte er sich kantiger vorgestellt und bleich, selbst wenn er in Rechnung stellte, daß die meisten Filme, denen sein Japanbild entstammte, schwarzweiß gewesen waren und die japanische Kultur gekalkte Frauenhaut wohl gerade deshalb verehrte, weil sie in natura so selten vorkam.

»Zum Beispiel?«

»Ich bringe Ihnen die Karte.«

Die korrekte Aussprache des »R« bereitete ihr jedenfalls keine Schwierigkeiten.

Achim formte und artikulierte nacheinander ein logopädisch korrektes »L«, das gerollte und das Zäpfen-»R«, um zu verstehen, wie man die Laute verwechseln konnte, und gelangte zu keiner Erkenntnis.

Im Fenster oberhalb seines Tisches schob sich die Spiegelung von Himmel und Astwerk wie ein Projektorbild über das, was sich in den Räumen dahinter abspielte. Fragmenten einer Dunstabzugshaube und dem Geschirr in den Wandregalen zufolge, mußte es die Küche sein. In Abständen tauchte hier eine zweite Asiatin auf, deren Gesichtsschnitt eher dem

entsprach, was Achim sich unter japanischen Zügen vorstellte. Ihre Bewegungen und die weiße Mütze legten nahe, daß es sich um die Köchin, möglicherweise um *Mitsuko* selbst, handelte – wenn der Name nicht eine Marketingerfindung war.

Achim runzelte die Stirn. Er hatte gelesen, daß professionelles Kochen in Japan Männersache sei, und das war ihm auch einleuchtend erschienen: Die Messer des Kochs stammten aus derselben Schmiede wie die Schwerter des Kriegers, und der Geist, in dem die Klinge geführt wurde, um den Gegner mit einem einzigen Streich zu töten, war derselbe wie der, in dem ein Filet geschnitten wurde, ganz gleich, ob eine Makrele oder der berühmte Kugelfisch auf dem Brett lag, den eine falsche Bewegung in tödliches Gift verwandeln konnte. Daß ein Koch, durch dessen Ungeschicklichkeit ein Gast ums Leben gekommen war, *Seppuku* beging, hatte in Achims Augen Logik, aber es war auch immer wieder vorgekommen, daß Köche sich schon wegen eines mißlungenen Mahls mit der gleichen Selbstverständlichkeit den Bauch aufgeschlitzt hatten, wie der Samurai-General nach verlorener Schlacht. Die artige Japanerin kochte am heimischen Herd, und ihr Mann käme ebensowenig auf die Idee, ihr dort behilflich zu sein, wie er ihr als Küchenchef Zutritt zu seinem Arbeitsplatz gewähren würde. Ein Sushi- oder Tempura-Koch mußte bis zu fünfzehn Jahre lernen, ehe er sich Meister nennen durfte. Achim fand diese Strenge nach allem, was er in deutschen oder italienischen Restaurantküchen erlebt hatte, durchaus nachahmenswert. Die meisten Frauen, die er kannte, hielten derartigen Perfektionismus allerdings für ebensolchen Irrsinn wie den krankhaften Zwang mancher Männer, Abend für Abend in Hobbykellern zu verschwinden, um detailgetreue Schiffsmodelle zu bauen oder Armeen in Zinn zu gießen. –

»Ihr Weizenbier. Und die Karte«, unterbrach die Kellnerin seine Überlegungen.

»Danke.«

Das Bier lief so dünnflüssig die Kehle hinunter, daß Achim sein Glas in drei Zügen leerte und ein neues bestellte. Er wunderte sich über die laszive Art, mit der die Bedienung ihren für eine Japanerin ungewöhnlich üppigen Körper bewegte, und fragte sich, ob er schon einmal etwas von *Geisha-Massagen* im Anzeigenteil des hiesigen Stadtmagazins gelesen hatte.

Die Karte war ein kunstlederner Schnellhefter voll kopierter Zettel in Klarsichthüllen. Neben den Gerichten, die er im Schaukasten gesehen hatte, gab es anderthalb Seiten mit Vorspeisen und Salaten, eine halbe Seite mit Suppen sowie fünf Desserts. Außerdem – neben zwei japanischen Biersorten, Sake und Tee – eine internationale Weinkarte, die so ambitioniert daherkam, als säße er statt vor einem Wanderheim in einem prämierten Feinschmeckerlokal.

»Haben Sie etwas gefunden?« fragte die Geisha und stellte ihm das nächste Bier hin.

»Sushi gibt es nicht«, stellte Achim fest.

»Manchmal.«

»In Japan ißt man doch überall Sushi. Sogar zum Frühstück.«

»Aber in Deutschland bekommt man nur sehr selten Fisch, der frisch genug ist. Für Sushi muß er *extra* frisch sein.«

Die Tatsache, daß es kein Sushi gab, weil der Fisch hierzulande nicht frisch genug war, nahm Achim eher für Mitsuko ein, als daß sie seine Zweifel an ihrer Küche verstärkt hätte. Er hatte oft genug in Markthallen und Lebensmittelgroßhandlungen gestanden, um zu wissen, daß frischer Fisch schon für deutsche Restaurants ein Problem darstellte, die immerhin die Möglichkeit hatten, älterer Ware mit entsprechend mehr Zitrone und einer Handvoll Dill zu begegnen.

»Haben Sie schon die japanische Küche probiert?«

»Nicht direkt ...«

»Sie verpassen etwas.«

»Bestimmt.«

»Aber unsere *Hausmacher Wurstplatte* kann ich auch empfehlen. Wir schlachten selbst.«

»Danke«, sagte Achim, der plötzlich das Gefühl hatte, dieses Restaurant auf der Stelle verlassen zu müssen, da er andernfalls womöglich Opfer einer spontanen Fehlsteuerung seines Gehirns werden und sich hier für immer unmöglich machen würde: »Ich zahle dann auch.«

Als er durch den Torbogen ging und sich noch einmal umdrehte, in der Hoffnung zumindest eine Ahnung zu bekommen, um was es sich bei dieser Lokalität handelte, stand der schwarzhaarige Mann, der den Nissan entladen hatte, breitbeinig und mit vor der Brust verschränkten Armen auf der Eingangstreppe. Er blickte gelassen aufmerksam wie der Wächter eines Shintō-Schreins über die Tische, den Wald und die Sportler, und Achim fand, daß er sein Land in der Fremde selbst an einem Ort wie diesem äußerst würdig vertrat.

## Einige hundert Jahre zuvor in Japan

Das Geräusch anhaltenden Regens übertönt die Stimmen der Stadt und des Meeres. Wer nicht aufbrechen muß zu unauf-schiebbarem Handel, Liebesdingen, Todesfällen, meidet, was vom Weg übrig ist: Morast und Rinnsal. Aus Resten von Wäl-dern sprießen Wolken wie Schimmel. Weiter entfernt lösen Baumkronen sich in Windstille auf. Der prachtvolle Rappe Fürst Takanosu Norishiges steht vor Nässe triefend rechts des eilig aufgeschlagenen Schilfdachs bei der Werkstatt des Töp-fers Tsujimura Kōsei und harrt der Dinge. Neben ihm grast ein gefleckter Wallach, dem in Wellen ein Zittern die Flanken entlangläuft.

In sich versunken hockt der Fürst auf dem niedrigen Falt-stuhl aus Kirsche und Tierhaut, starrt in die Flammen und legt einen Scheit nach. Derart brennt ihm Stunde um Stunde herunter bei Tag und bei Nacht. An verkeilten Ästen hängt ein eiserner Kessel. Das siedende Wasser läßt an Gebirgsbäche denken. Im einfachen Kleid des Gefolgsmanns wird keiner den Fürsten erkennen.

Viele trachten ihm nach dem Leben: hier als dem Feind, dessen Kopf Gold wert ist, dort als vormals gestrengem Herrn, dessen Tod Widersacher und Neider betrieben, seit er zur Welt kam. Jetzt, wo ihm nichts mehr gehört und niemand gehorcht, kann kein Wächter an seiner statt sterben. Doch

er fürchtet sich nicht: Kaum ein Kämpfer zwischen Hokkaidō und Kyūshū versteht das Schwert zu führen wie er.

Im Hof der Werkstatt schimmert bleiern ein Findling in einem Beet aus Kieseln. Wer darauf achtet, hört Knabenfüße Ton weichtreten und Zeilen vom Lied eines Mädchens, das nur für sich selbst singt. Das Haus gibt nicht vor, Schutz zu gewähren vor mehr als der Nässe. Die papiernen Felder des Fachwerks lassen die Grenze von Innen und Außen verschwimmen. Eine Wand wird von unsichtbaren Händen geöffnet. Der Raum, der sich auftut, ist ein gebauter Gedanke zu Demut und Stolz. Mit entschiedener Geste, als wollte er den Regen beiseite schieben, tritt ein Mann in grauem Kimono hinaus. Es ist der Töpfer Tsujimura Kōsei. Sein Gesicht unter dem kurzgeschorenen Haar bekundet eine Kraft, die schon vor Jahrzehnten gebändigt wurde. Seine Augen sind lichtlose Sichel unter hängenden Lidern. Was er denkt, wird sich nicht darin spiegeln.

Er ruft: »Ichirō.«

Niemand antwortet.

Der Töpfer horcht in den Regen, geht zügig zum Tor, schaut den Weg hinauf und hinunter, wie einer, der verspätete Gäste erwartet. Beim Anblick des Fürsten in seinem Verschlag schüttelt er lange den Kopf. Darin mag Respekt oder Ablehnung liegen. Ohne ersichtlichen Grund hebt er einen Stock vom Boden, schlägt dreimal von außen gegen das Tor, als wollte er sich seine eigene Ankunft melden und Einlaß erbitten.

Der Junge, der herbeigerannt kommt – er kann ein Sohn sein oder ein Lehrling –, wirft sich nieder.

»Steh auf«, sagt Kōsei und reicht ihm den Stock. »Gib das dem Mann, dem die Pferde gehören.«

Der Junge verneigt sich, rennt, so schnell er kann, dem Geheiß des Meisters zu folgen.

Kōsei kehrt gemessenen Schrittes zum Haus zurück. Beim Bambus links der geöffneten Wand bleibt er stehen, bricht einen Zweig ab, kratzt das Zeichen für »Lehm« in die Erde und lacht wie ein Kind.

Es ist das Ende des Frühlings. Er war warm und feucht. Was der Sommer bringen wird, weiß niemand.

## Das Karma bei der Arbeit

Nachdem Achim zu Hause angekommen war, seine geschundenen Füße verarztet und unter verschiedenen Nummern vergeblich versucht hatte, Wolf zu erreichen, war ihm nichts Besseres eingefallen, als dessen Mutter anzurufen. Frau Erben hatte ihn eine halbe Stunde lang über sein Leben in den letzten fünf Jahren ausgefragt, und Achim hatte ihr aus dem Gefühl kindlichen Respekts, das man den Eltern ehemaliger Mitschüler gegenüber auch als Erwachsener schwer ablegt, von seiner Arbeit als Hilfskoch in Restaurants, als Ausstatter, Schauspieler, Mann für alle Fälle bei Kunstprojekten, Film- und Theaterproduktionen, und zuletzt auch von seiner Wandelrolle als *Betteldichter*, *Wahrsager*, *Mathematiker* und *Staatsbeamter* in den *Vögeln* des Aristophanes am *Theater Herz-und-Hirn* erzählt, ehe sie so freundlich gewesen war, ihm in leicht herablassendem Ton mitzuteilen, daß Wolf seit nun auch schon wieder sieben Monaten eine Rheinbrücke, um nicht zu sagen einen Katzensprung von A.-Gurschbach entfernt, in B.-Taubenheim wohne, an der Seite von Professor Klaus-Jürgen Wessinghage in dessen berühmter *Oleanderklinik für plastische Chirurgie* schneide und sich bestimmt freuen werde, von ihm zu hören. Unmittelbar im Anschluß daran hatte Achim Wolf selbst am Apparat gehabt. Das Gespräch war vertraut gewesen, als hätten sie täglich miteinander zu

tun, obwohl sie tatsächlich einige Minuten benötigten, um zu rekonstruieren, daß sie zuletzt vor gut neun Monaten voneinander gehört hatten. Achim hatte den Grund seines Anrufs behutsam vorbereiten und schließlich wie ein schlagendes Argument plazieren wollen und »Japan« deshalb zunächst nur beiläufig ins Spiel gebracht, woraufhin Wolf von einem japanischen Holzschnittbuch mit erotischen Darstellungen aus dem 18. Jahrhundert geschwärmt hatte, dessen Schamfreiheit so grandios gewesen sei, daß er es habe kaufen müssen. Hauptsächlich beschäftigte er sich zur Zeit allerdings, angeregt durch eine Ausstellung, die seit April in Paris gezeigt werde, mit den Wikingern.

»Warst du inzwischen eigentlich japanisch essen?« hatte Achim dann, noch immer betont nebensächlich, gefragt, und Wolfs Antwort war uneindeutig gewesen: »Eigentlich nicht, aber hier in B. gibt es das *Shabu-Shabu*, die haben *Teppan-Tische*. Mein Chef ist begeistert davon, wir können auch mal hingehen.«

»Teppan-Tische sind Show«, hatte Achim verächtlich entgegnet, »eine Erfindung für reiche Westler, die japanische Fingerfertigkeit bewundern sollen: Zirkus ...«

Wolf war in Gelächter ausgebrochen, hatte ihn einen »Fundamentalisten« genannt, und daraufhin hatte Achim – als Beweis seiner Offenheit für alles Erdenkliche, wenn es nur hinreichend sonderbar war – *Mitsukos Restaurant* aus dem Ärmel gezogen. Die Beschreibung, die er gegeben hatte, war detailreich und trotzdem nahezu übertreibungsfrei gewesen und hatte für Wolf ebenso unglaublich geklungen, wie Achim am Nachmittag der Anblick selbst erschienen war.

»Was ist das?« fragte Wolf, als sie anderthalb Wochen später das Wanderheim betraten und von der dunklen Stimme eines

beliebten Radiomoderators begrüßt wurden: »Das nächste Lied *Dein ist mein ganzes Herz* von Heinz-Rudolf Kunze wünscht sich Willi aus Niebelheim für seinen ›Zuckerschatz‹, der heute Geburtstag hat: ›Flippi, du bist und bleibst meine Schönste‹ ...«

»Ich weiß es nicht«, sagte Achim und schaute sich um, wie einer, der in einem Zimmer aufgewacht ist, das er nicht kennt, aber keine Symptome eines Katers verspürt. Der Raum war in der Mode der siebziger Jahre vollständig mit inzwischen nachgedunkelten Kiefernplatten ausgekleidet und ähnelte, wenn man den schäbigen PVC-Boden ausblendete, einer überdimensionalen Sauna. Im linken Teil waren zusätzlich Stellwände vor die Vertäfelung montiert, Rasterkonstruktionen aus schmalen Vierkanthölzern, rückseitig mit Papier bespannt, auf denen in unregelmäßigen Abständen handkolorierte Photos aus dem alten Japan hingen. Rechts des Eingangs befand sich ein klassischer Kneipentresen aus deutscher Eiche mit bronzenem Handlauf, auf dem zwischen allerlei Wimpeln und Kram große Weckgläser mit Wurzeln und Beeren standen, die in klarem Schnaps ihrer wahren Bestimmung zugeführt wurden. Die Regale beherbergten neben dem Geschirr eine Abteilung für Pokale und Souvenirs aus allen bekannten Waldgebieten des ehemaligen Westdeutschlands. Offenbar nahmen die Wanderfreunde Gurschebach regelmäßig und erfolgreich an Wettwanderungen teil. Auf der breiten Leuchtreklame für *A.cher Rotfuchsbräu*, die an schweren Ketten von der Decke hing, waren asiatische Nippesfigürchen unterschiedlichster Machart aufgereiht, am augenfälligsten eine feldhamstergroße, bunte Blechkatze, deren rechter Arm unablässig winkte. Vor der Theke, wo ein bärtiger Mann mit langem grauem Haar in eine grelle Sonntagszeitung vertieft ein Glas gelblicher Flüssigkeit schlürfte, standen zwei mit Holzimitat furnierte

Tische, ein unbesetzter rechteckiger und ein großer runder, an dem zwei erkennbar angeschlagene ältere Damen saßen. Die eine, zu deren Füßen ein zotteliger Hund lag, starrte auf einen Schoppen Weißwein, die andere, deren aufgedunsenes Gesicht trotz scharfer Lidstriche und jeder Menge Rouge nicht mehr zu halten war, schüttete sich einen Korn in ihr Bier. Der Mann an der Theke, der auch ohne den toten, mit Straß oder Brillanten besetzten Goldleoparden auf der Brust wie eine Mischung aus Piratenkapitän und Butterfahrtenanimatour ausgesehen hätte, brummte, beharrlich in seine Zeitung vertieft: »Jetzt habe ich in meiner unendlichen Güte diesen schizophrenden Papagei in Kommission und renne alle fünf Minuten nach vorn, weil er mit sich selbst diskutiert wie eine von diesen wahnsinnigen Familien samt dementer Oma, die sich nicht entscheiden können, ob ein Karnickel oder ein Meerschwein angeschafft werden soll.«

Achim und Wolf sahen sich fragend an und wollten schon wieder gehen, als der schwarzhairige Mann, der vor andert-halb Wochen zunächst das Auto ausgeräumt und später so überzeugend den Tempelwächter gegeben hatte, hinter dem Tresen hervortrat. Er verneigte sich höflich, sagte: »Ich nehme an, die Herren sind zum Essen gekommen«, und manövrierte sie mit einem Schwenk des rechten Arms in den Restaurant-trakt. War Achim wegen des Akzents der Bedienung neulich noch unsicher gewesen, woher sie stammte, bestand beim Wirt nicht der geringste Zweifel, daß er sein Deutsch hier in der Gegend gelernt hatte. Achim wunderte sich, erinnerte sich dann aber des schwarzen Taxifahrers aus München, der in Ghana König gewesen und eine Zeitlang wegen seines bayrischen Dialekts durch die Talkshows gereicht worden war: Warum sollte ein Japaner nicht deutsch mit rheinischer Färbung sprechen?

»Wo Sie möchten«, sagte der Wirt, und es schien ihm nicht im geringsten peinlich zu sein, daß sein Restaurant zur besten Sonntagmittagessenszeit, wenn man die verlorenen Gestalten vorn nicht zählte, vollkommen leer war. ›Typisch japanisch«, dachte Achim. ›Regungslos das Gesicht verlieren und sich anschließend, ohne mit der Wimper zu zucken, den Bauch aufschlitzen.«

Achim und Wolf nahmen den Tisch in der hinteren Ecke, so daß sie den Raum bis zur Theke überblicken konnten. Die beiden Frauen wurden jetzt von einem mannshohen Paravent aus den gleichen Stellagen verborgen, die auch die Wände verkleideten.

»Möchten Sie schon etwas trinken?« fragte der Wirt, nachdem er ihnen mit formvollendeter Geste die aufgeschlagene Karte hingelegt hatte.

»Erst mal schauen«, sagte Achim.

»Welche Sorten Sake haben Sie denn?« erkundigte sich Wolf, als wäre er darin bewandert, woraufhin der Wirt ihm mit einem kurzen »Sie gestatten« wiederum höchst elegant die Sake-Seite aufblätterte: »Wir haben hier eine kleine Auswahl ... – Sie kennen sich aus mit Sake?«

»Ein bißchen«, antwortete Wolf.

»Schön ist zum Beispiel *Urakasumi*, rund im Geschmack, ausbalanciert, nach hinten ein bißchen wie geröstete Pinienkerne ... Wenn Sie es lieber leichter mögen, würde ich Ihnen ...«

»Wir schauen erst mal, es muß ja zum Essen passen«, unterbrach ihn Wolf. Sobald der Mann außer Hörweite war, flüsterte er: »Glaubst du, daß er echt ist?«

»Der Kopfform nach zu urteilen schon. Vom Gesichtsschnitt her könnte er auch Koreaner sein ...«

»Ich meine, bist du sicher, daß er überhaupt Asiate ist?«

»Die Fische im Aquarium sind jedenfalls Koi: sauteuer und in Deutschland kaum zu bekommen.«

»Ein Japaner mit Schnauzer?«

»Mifune als *Fürst Toronaga* in *Shōgun*.«

»Aber nicht getrimmt wie ein Autoschlosser vor zwanzig Jahren.«

»Vielleicht hat er hier studiert und ist hängengeblieben.«

Wolf schüttelte den Kopf, während seine Augen die Karte auf und ab wanderten: »Sie haben auch Menüs. Gar nicht teuer, um die fünfunddreißig Mark.«

»Willst du gleich das Risiko eines Menüs auf dich nehmen? Das sind fünf Gänge«, erwiderte Achim, der zwar im Prinzip jederzeit bereit war, viel Geld für herausragende Küche auszugeben, aber aufgrund ungezählter bitterer Erfahrungen Restaurants inzwischen immer erst mit einem preiswerten Gericht testete. Es gab wenig, das ihn so aufbrachte wie schlechtes Essen, was keineswegs bedeutete, daß er ausschließlich in Gourmettempeln aß: Eine gute Thüringer Rostbratwurst konnte ihn ebenso glücklich machen wie Entenbrust in Portwein-Jus. Doch wenn ihm in der Karte etwas beschrieben worden war, auf das er sich während des Wartens gefreut hatte, und ihm dann ein Fraß hingestellt wurde, der jeder Beschreibung spottete, konnte Achim unschuldige und im Prinzip bezaubernde Kellnerinnen derart haßerfüllt maßregeln, daß sie heulend davonrannten und sich weigerten, noch einmal an seinen Tisch zurückzukehren. »Ich will mich nicht ärgern«, erklärte er.

»Da hätte man für wenig Geld von allem etwas«, sagte Wolf. »Und SIE macht doch nun wirklich einen überzeugenden Eindruck.«

Soeben war eine Frau hereingekommen, deutlich jünger als der Wirt, und hinter die Theke gehuscht. Achim vermutete,

daß es dieselbe war, die er neulich durchs Fenster in der Küche gesehen hatte, jedenfalls war ihre gesamte Erscheinung eindeutig japanisch: klein, schlank, großflächige Züge, heller Teint ... – Und schön, außerordentlich schön war sie. Auch heute trug sie eine Kochmütze über gewelltem, nicht pechscharzem, sondern kastanienbraunem Haar, das sie im Nacken locker zusammengebunden hatte. Selbst auf die Entfernung fielen Achim ihre vollkommen geformten, flach anliegenden Ohren auf, und er raunte: »Hast du die Ohren gesehen?«

»Ich glaube, daß sie das im Griff hat«, erwiderte Wolf.

»Wie elfenbeinerne *Netsuke*.«

Die Frau schüttete Tee aus einer goldschimmernden Dose in ein einfaches Henkelglas, überbrühte ihn mit zischendem Wasser aus der riesigen italienischen Kaffeemaschine, und wechselte ein paar Sätze mit dem Kapitän hinter der Zeitung. Für Wolf und Achim war lediglich dessen Gesprächsanteil zu verstehen: »Mach mir ein Steak. Mit viel Zwiebeln ... Ohne *L*-eis. Du weißt doch, daß ich keinen *L*-eis mag ... Ich nehm' *B*/*ot* dazu. Habt ihr noch von dem Selbstgebackenen? – Gut. Von mir aus auch Gemüse. Weil du's bist. – Und das Steak nicht halb roh: Ich kann kein Blut sehen.«

»Aber sie ist eine Frau«, sagte Achim.

»Die Emanzipation wird inzwischen auch Japan erreicht haben.«

»Warum, frage ich dich, muß alles überall gleich sein? Und nicht nur gleich, sondern genauso wie bei uns gerade jetzt? Ich meine, weshalb trägt er zum Beispiel keinen Kimono, sondern diese bescheuerte Anzughose mit weißem Hemd, die langweiligste Herrenkleidung, die überhaupt je ...«

»Weil die Welt schlecht ist.«

»Genau. Schlecht.«

